

Rezension

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1949)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension.

Eduard Buess, Jeremias Gotthelf, sein Gottes- und Menschenverständnis, Zollikon-Zürich, Evangelischer Verlag AG., 1948, 301 S., geb. Fr. 15.80.

Das in unserer Zeit so sehr gestiegene Interesse an Gotthelf hat auch die Theologen zur Auseinandersetzung mit dem großen Pfarrer von Lützelflüh veranlaßt. Ihre Beiträge an die neue Gotthelfforschung, unter denen das Buch Kurt Guggisbergs der ansehnlichste ist, sind von Eduard Buess in Heft 5/3. Jahrgang dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden. Jene kritische Uebersicht gibt sich nun als Einleitung zu einer eigenen Darstellung von Gotthelfs theologischem Standort zu erkennen, mit welcher der frisch promovierte Basler Theologe und Strengelbacher Pfarrer ohne Zweifel das Beste vorlegt, was von theologischer Seite bisher zu diesem Thema beige-steuert wurde.

Systematischer vorgehend, schärfer formulierend, bewußter auf das Ganze blickend als Guggisberg leuchtet Buess das weite Gelände von Gotthelfs dichterischer Welt mit dem Licht der dogmatischen Grundfragen ab. Er erweist sich als ein scharfsinniger Dialektiker, der die gedankliche Struktur Gotthelfs samt allen ihren Rissen und Brüchen hervortreten läßt. Guggisbergs Feststellung, daß Gotthelf ein theologisch schwer unterzubringender Eklektiker sei, bestätigt sich und verschärft sich zum brennenden Problem. Schon der erste Teil des Buches, das Gotthelfs Auffassung des Menschen untersucht, deckt einen durchgehenden Zwiespalt auf. Bejahung und Verneinung des natürlichen Lebens, Freude und Angst vor seiner Dämonie stehen sich widerspruchsvoll gegenüber. Gotthelf spricht oft wie ein Materialist und Darwinist, oft wie ein romantischer Visionär und Mystiker. Unter deutlichem Abrücken von Doris Schmidts gewaltsamer Vereinfachung der Sachlage schließt sich Buess der von mir vertretenen Ansicht an, daß Gotthelf innerlich ein von Zweifeln und Gefahren bedrohter, nicht ein seines Seelenheils gewisser Mensch gewesen sei.

Aehnlich ist das Ergebnis auf dem Gebiet der überpersönlichen Ordnungen. In Gotthelfs vielgestaltigen, noch die heid-

nische Mythologie umschließenden Aeüßerungen über die Natur glaubt Buess das Unvermögen zu spüren, hinter den bunten Emanationen und Symbolen Gott selbst zu fassen. Auch in Gotthelfs Geschichtsbild zeigt sich keine klare Gottesoffenbarung. «Die Zusammenordnung des natürlich-göttlichen Entwicklungsprinzips mit dem erzieherisch weisen und wunderbaren Richterhandeln Gottes schafft nicht Klarheit und Einheit, sondern Verwirrung.» Ebensowenig führt der Weg der mystischen Versenkung zur Klarheit; Gotthelf betritt ihn zwar, verläßt ihn aber wieder, weil er viel zu sehr durch seinen Nächsten beansprucht wird, um Mystiker sein zu können. Ist also der Mitmensch für ihn der Bote Gottes? Er stellt tatsächlich die Ehe, die Familie in reinster, religiöser Verklärung dar, besonders seine Mütter umgibt oft ein geradezu mythischer Glanz, und seine Ahnenverehrung überschreitet deutlich die christlichen Grenzen. Aber diese ganze Menschenherrlichkeit kann unversehens verschwinden, um nur die menschliche Schwachheit und die Kirche als die einzige seligmachende Gemeinschaft übrigzulassen. Doch auch die Kirche bleibt bei ihm ein Problem, ihr Verhältnis zum Staat und zur Familie, ihre Verantwortung vor Gott und den Menschen. Die kirchlichen Heilswahrheiten, die auf Christi Auferstehung und Wiederkunft beruhen, stehen bei ihm seltsam im Hintergrund.

Der dritte, umfangreichste Teil schildert Gotthelfs Beziehung zu Gott, seine Vorstellungen von der Rolle des Bösen, von Untergang und Erlösung der Menschheit. Buess weist nach, daß der Dichter auch hier unklar bleibt. Die leidenschaftliche Schroffheit seiner Zeitkritik erklärt sich daraus, daß er ursprünglich mit eben dieser Zeit weitgehend gemeinsame Sache machte und sich später an den Rand geschoben sah. In seinem sozialen und politischen Denken wie in seinem religiösen Empfinden ist Gotthelf nicht auf eine eschatologische Katastrophe, sondern auf einen möglichen Ausgleich der Gegensätze eingestellt. Seine immer heftigere, zuletzt prophetisch große Auflehnung gegen den Zeitgeist erscheint Buess deshalb als «abstrakt alttestamentlich», zu wenig am Neuen Testament, an der Auferstehung Christi orientiert, «die allein uns über die wirkliche Wende der Zeiten unterrichtet», weil sich jeg-

liche Frömmigkeit, die dem Menschen eine aktive Rolle im göttlichen Heilsplan zuweist, «im protestantischen Bereich in die Lage des Halben, Unfertigen, der Uebergangslösung versetzt» finde. Gotthelfs zunehmende Verdüsterung ist in Buess' Augen eine Folge seiner ausgesprochen synergistischen Haltung; dieser Kritiker Gotthelfs steht offenbar auf dem Boden von Karl Barths reformatorischer Theologie, die von einem Zusammenwirken Gottes mit dem Menschen nichts wissen will. Seine zugespitzte Fragestellung setzt ihn instand, die geistige Spannung im späteren Gotthelf mit schmerzlicher Klarheit zu erkennen. «Es ist müßig, die Wende zu bedauern, welche die Verpolitisierung des Lebens für Gotthelfs Kunst bedeutet; wäre Gotthelf nicht schon in dieser Wende dringestanden, wäre ihm der kampflos-überpolitische Friede einer christlichen Bauernwelt nicht schon ein vergehender gewesen, er hätte ihn nie mit der Inbrunst umfassen, in die Schönheit getaucht, in der er nun in seinen Werken fortlebt.» Die Verklärung des Bauern zum Idealchristen ist eine theologisch nicht haltbare dichterische Fiktion; sie widerspricht dem christlich verstandenen Verhältnis von Mensch und Gott. «Die Heiligsprechung der Sparsamkeit, der Treue zu Haus und Scholle, der Ehrfurcht vor dem Herkommen und anderer bäuerlicher Tugenden als solcher liegt auf der Linie derartiger Zugeständnisse: sie läßt sich nur um den Preis einer Entwertung der Bergpredigt, dieses Reichsgesetzes Christi, einhandeln. Man wird bei Gotthelf gelegentlich an den Geist gewisser katholischer Sozialthesen erinnert.» Auch Gotthelfs Glaube an die veredelnde, ja erlösende Liebe von Mensch zu Mensch, an den greifbaren Segen der Vorfahren, an die Kraft der Versöhnung hat für Buess etwas Katholisches. Seine Vorstellungen von Sünde und Sühne, von Gnade und Gotteskindschaft scheinen ihm zwiespältig und uninteressant, ja er vermißt bei Gotthelf die eigentliche Begegnung mit Gott ebenso entschieden wie die eigentliche Begegnung mit Christus. Bis in die Auffassung des Todes hinein sind Klarheit und Unklarheit, Sicherheit und Unsicherheit, christliche und heidnisch-platonische Anschauung seltsam verquickt und lassen eine «durchgreifende Erschütterung» des Menschen nicht aufkommen. «Von einer ‚neuen Schöpfung‘, einem ‚neuen Him-

mel und einer neuen Erde' hat Gotthelf nichts zu künden. Gott ist wohl ihr Herr; aber er ist es nicht so, daß er ihr Herr wäre auch ohne sie und gegen sie, daß er, sie durchbrechend und überbietend, als unser Herr zugleich wirklich unser Bruder und Nächster sein könnte.»

Der Gegensatz zwischen theologischer und literaturgeschichtlicher Betrachtung wird durch dieses grundgescheite, fanatisch bohrende Buch mit seltener Eindringlichkeit einmal mehr zur Diskussion gestellt. Es ist sein Verdienst, daß es ihn an der Erscheinung Gotthelfs mit aller wünschbaren Schärfe und Vollständigkeit demonstriert. Buess besitzt die Witterung für alles, was an Gotthelf gedanklicher Widerspruch und ungelöster Konflikt ist. Er hat der theologischen Betrachtung dieses letzten genialen Dichterpfarrers das sichere, tiefe Fundament gegeben, das sie bisher nicht besaß. Wenn er aber in seiner Schlußbetrachtung feststellt: «Gotthelf ist nicht über das Dilemma hinausgekommen», so erlaube er dem Kollegen von der andern Fakultät, ihn darauf hinzuweisen, daß eben darin wohl der Grund von Gotthelfs Größe als Dichter liegt.

Das scharfe Gericht, in das Gotthelf hier genommen wird, hat er selbst im «Anne Bäbi Jowäger» schon lächelnd über sich veranstaltet. Dort macht der fanatische Vikari dem weisen alten Pfarrer von Gutmütigen das Leben schwer, und am Visitationstag prallen die Gegensätze der liberalen älteren und der radikalen jüngeren Generation aufeinander. Die Frau Pfarrerin muß sich und ihren Mann gegen den Verdacht verteidigen, als ob sie beide keine rechten Christen seien, weil sie nicht im Sinn des Vikars bekehrt sind und nicht so laut und schön von ihrer Frömmigkeit zu reden wissen wie er. Beim Visitationsessen beklagt sie sich darüber, daß den Jungen die Heiterkeit abhanden gekommen sei. Es sei nicht mehr lustig auf der Welt wie früher, wo die Doktoren gesungen und die Pfarrer gern getrunken hätten und es doch brave Leute aus ihnen gegeben habe. Der alte Pfarrer von Gutmütigen und der Visitor besitzen dieses heitere Gottvertrauen noch. Besaß es auch Gotthelf? Er beglückt uns oft genug damit, aber er erschreckt uns auch mit seiner Unruhe und seinem Dunkel. Dieses Schwanken wird von Buess scho-

nungslos registriert, aber es wird nicht zureichend erklärt. Seine unerbittliche Klarstellung ist doch nur ein neuer Beweis dafür, daß die Einheit von Gotthelfs Gestalt innerhalb der theologischen Perspektive nicht sichtbar wird. Gotthelf selbst machte aus dem Widerspruchsvollen, Unklaren seiner Gedanken kein Hehl, er sah darin keine Schwäche. Dem Theologen Hagenbach schrieb er einmal, seine Anschauungen bildeten sich in ihm ohne sein Zutun wie seine Knochen. Nicht an seinen Gedanken, sondern an seinen Gestalten muß man ihn messen, und da stellen sich die Dinge wesentlich anders dar. Faßt man Gestalten wie den Bodenbauer im «Uli», Aeneli in «Geld und Geist» oder die Großmutter Käthi ins Auge, so wird man kaum mehr sagen wollen, Gotthelf sei nicht über sein Dilemma hinausgekommen.

Dem Literaturhistoriker fällt am meisten auf, daß dieser theologische Kritiker Gotthelfs Aussagen zu wenig nach ihrem Gewicht unterscheidet. Seine großen Bekenntnisbriefe und die großen Glaubensbekenntnisse seiner Pfarrer (im «Schulmeister», im «Anne Bäbi» und im «Uli») werden nicht gebührend in Betracht gezogen, ja die religiösen Hauptwerke — vor allem «Geld und Geist» — sind nicht mit ihrer wahren Bedeutung auf die Waagschale gelegt. Es kommt hinzu, daß Buess die Belegstellen geschichtlich zu wenig differenziert. Er zitiert sie nebeneinander aus allen Lebenszeiten, obschon diese durch tiefe geistige Wandlungen getrennt sind. Gotthelfs Frühwerke vor dem «Uli» und die Spätwerke nach dem «Geltstag» sind eine Welt für sich. Deshalb wird man als Nichttheologe eben doch den Eindruck nicht los, daß ein großer Künstler und ein gewaltiger Mensch hier zu doktrinär unter die Lupe genommen werden. Ein einziges Beispiel: im «Schulmeister» wird erzählt, wie der kleine Peter Käser im Gewühl des Burgdorfer Marktes seinen Vater verliert und alle furchtbare Angst des metaphysischen Verlorenenseins durchmacht; in den Erlebnissen der Familie Jowäger auf dem Solothurner Markt hat Gotthelf dasselbe humoristisch, mit unvergeßlicher Komik dargestellt — das ist dogmatisch unbegreiflich oder vielleicht verwerflich, aber dichterisch groß. So verhält es sich bei ihm mit allem.

Vom theologischen Dogma, wohl auch von der Praxis des

alltäglichen Glaubenslebens aus beurteilt war Gotthelf ein schlechter Christ. Ich rechne es Buess hoch an, daß er dies, allen billigen Idealisierungen entgegen, so eindrucksvoll festgestellt hat. Aber Gotthelfs Gestalt wird damit nur von falschen Lichtern befreit. Ein Dichter von seiner Art und seinem Rang wird man nicht aus unangefochtenem Glauben, nicht aus ungetrübter Harmonie, nicht aus unerschütterlicher Geborgenheit.

Basel.

Walter Muschg.

Miszellen.

Die Aussprache שְׁמָאֵ für יְהוָה.

In dieser Zeitschrift — Jhrg. 4 (1948), Heft 6 — hat Peter Katz die These Paul Kahles bestritten¹ und nachzuweisen versucht:

- a) daß «die Aussprache יְהוָה keine Neuerung des 12. Jahrhunderts» bedeute;
- b) daß «die Hypothese, daß שְׁמָאֵ zu Grunde liege, recht unwahrscheinlich» sei.

Zu beiden Punkten möchte ich auf einige von Katz nicht angeführte Tatsachen hinweisen.

Ad b. Gegen die Aussprache שְׁמָאֵ sprechen die folgenden Beobachtungen:

1. BH³ schreibt immer בִּיהוּה, לִיהוּה, וִיהוּה und מִיהוּה, wie bei der Lesung יְהוָה = 'adonaj; vgl. Ges.K. § 102, m.
2. nach יְהוָה haben die begadkephath-Buchstaben auch in BH³ Dagesch lené, wie nach יְהוָה = 'adonaj; vgl. Ges.K. § 21, c. Siehe z. B. Ex. 17, 16; 19, 18. 24; Jes. 41, 16; 42, 5; 44, 24.
3. Wörter wie קוֹמָה, לָמָה usw. haben in BH³ vor יְהוָה den Ton auf der letzten Silbe wie vor יְהוָה = 'adonaj; vgl. Joüon, Grammaire de l'hébreu biblique § 33. Siehe z. B. Num. 10, 35; Ex. 32, 11; Jud. 21, 3; Ps. 10, 1; 88, 15.
4. würde יְהוָה als שְׁמָאֵ gesprochen, so gäbe es keinen Grund,

¹ Die Auffassung, daß יְהוָה (in BH³) als שְׁמָאֵ ausgesprochen wurde, auch bei G. Beer, Exodus, S. 31.